



Im Flüchtlingslager Aki-Yori, Ingusetien, Januar 2000.

(gemeinsam mit einer Betreuerin der Caritas) auf der Suche nach einer Wohnung für die Familie – ihnen wurde bereits Asyl gewährt.

Die Leute hier seien alle sehr nett, es gäbe keine Probleme mit Vorurteilen von Seiten der Einheimischen, meint Musa. Einzig die Sprache sei ein Hindernis. Die schulpflichtigen Kinder gehen in Abtenau zur Schule und hätten keine Integrationsprobleme. Auch einen Skikurs haben sie besucht. Zum Liftfahren hat das Geld nicht gereicht. Also mussten sie sich mit ein paar ersten Pflugversuchen begnügen. Am selben Tag wurde Aslan Maschadow, demokratisch gewählter Präsident Tschetscheniens in der Zwischenkriegszeit und seit Beginn des zweiten Tschetschenienkrieges als Terroristenführer von Russland diffamiert, vom russischen Geheimdienst liquidiert. Wie viele seiner Landsleute vor ihm. Musa kann nicht in seine Heimat zurück. Die derzeitige Situation im Land, die russische Tschetschenienpolitik, erlaubt es ihm nicht. „Unser Ziel ist es nicht, hier ein leichtes Leben zu führen. Wir sind nicht freiwillig hier.“ Musa und seine Familie haben die Angriffe der russischen Luftwaffe und Artillerie überlebt und sind geflohen. Zuerst in die Nachbarrepubliken Inguschetien und Dagestan, dann – als sie auch in den dortigen Zeltlagern nicht mehr vor Verfolgung

sicher waren – weiter nach Polen. Der gelernte Drucker aus einer kleinen Stadt in der Nähe von Grosny hofft, dass er in Österreich oder in einem anderen deutschsprachigen Land bleiben kann. „Ich habe keine Kraft mehr, noch eine andere Sprache zu lernen.“ Die Zukunft Tschetscheniens hängt von der internationalen Gemeinschaft ab, meint Musa. Davon, ob sie eingreift oder wegschaut, wie zum Beispiel bei der Ermordung ihres Präsidenten. „Mein Märchen, mein Traum war die Unabhängigkeit.“ Jetzt hofft Musa, dass er irgendwann wieder in seine Heimat zurückkehren kann.

Der Raum ist belebt von den Stimmen der Kinder, vom ständigen Kommen und Gehen der Frauen und Männer, die Interesse an unserem Gespräch und das Bedürfnis, selbst etwas mitzuteilen, haben. Im Haus gibt es zu wenig Raum für Privatleben. Konflikte gäbe es aber deshalb nicht, sagt Musa. „Wir haben gelernt, Geduld zu haben.“ Ein junger Mann aus dem Kosovo, der sich zu uns gesetzt hat, sieht das anders. Er ist erst vor ein paar Tagen hierher gekommen und beschwert sich über Unterkunft und Verpflegung. Die anderen hier hätten einfach Angst, die Wahrheit zu sagen, sagt er. „Hören S' nicht auf den. Des is a Roma,“ versucht Frau I. mich von seiner Unglaubwürdigkeit zu überzeugen.

Es gäbe zu wenig zu essen, das Brot sei oft schon mehrere Tage alt, er müsse sich selbst Lebensmittel kaufen, er dürfe seine Wäsche nicht waschen, bekomme kein Waschmittel dafür. „Ich bin nicht hierher gekommen, um wieder diskriminiert zu werden,“ sagt er und verleiht seinen Anschuldigungen mit einem vollen Kübel Schmutzwäsche und einer Packung selbstgekauften Toastbrots Nachdruck. Als er schließlich erzählt, Frau I. hätte einmal versucht, eine Frau zu schlagen, die heimlich für ihr kleines Kind etwas gekocht hätte, wird sie handgreiflich, stößt ihn von seinem Stuhl hoch und aus dem Raum hinaus. „Verschwind! Jetzt geh!“

Im Ort gibt es rege Diskussionen über die Motive von Frau I., den Lindenhof als Unterkunft für Asylsuchende zur Verfügung zu stellen. Viele glauben, dass finanzielle Interessen viel schwerer wiegen als Mitmenschlichkeit und soziales Engagement. Ob bei 15 Euro pro Person und Tag für die Grundversorgung, bestehend aus Schlafstelle und drei Mahlzeiten, genug übrig bleibt, um sich eine goldene Nase zu verdienen, sei dahingestellt. Diskriminierung und Rassismus stehen aber offensichtlich selbst im notdürftigen Zuhause der Asylsuchenden auf der Tagesordnung. Hier schließt sich der Kreis um die Heimat und rangiert alles Fremde aus.